

Viele neue Weihnachtsfilme

ZDF startet am 29. November

Berlin. Streamingdienste und TV-Sender beschenken ihrem Publikum auch im Corona-Jahr neue Weihnachtsfilme. Von einer Alltagsmaske ist dort nirgends etwas zu sehen. Bei Netflix gibt es ein ganzes Feuerwerk neuer Produktionen, aber auch ARD und ZDF haben neue Filme im Programm. Unter anderem gibt es neue Werke mit Dolly Parton, Goldie Hawn, Andrea Sawatzki oder auch Anna Loos.

Bei Netflix ist seit Sonntag Country-Legende Dolly Parton als Engel im Film „Dolly Parton's Christmas on the Square“ im Programm. Der moralisch angehauchte Film über eine böse Immobilienspekulantin passt – natürlich kein Zufall – zu Partons neuem Weihnachtsalbum „A Holly Dolly Christmas“ mit dem Lied „Christmas on the Square“.

Ansonsten setzt der Streamingdienst auch auf Fortsetzungen eigener Weihnachtsfilme. So gibt es vom 25. November an „The Christmas Chronicles: Teil zwei“, in dem Santa Claus und Mrs. Claus (das echte Hollywood-Paar Kurt Russell und Goldie Hawn) mal wieder actionreich das Fest retten.

Das ZDF hat ab 29. November zwei neue Weihnachtsfilme in der Mediathek, die im Dezember auch im Fernsehen ausgestrahlt werden: zum einen „Alle Nadeln an der Tanne“ (17. Dezember, 20.15 Uhr) mit Anna Loos und Marcus Mittermeier. Darin muss sich Hauptfigur Maria (Loos) kurz vorm Fest um ihren Bruder Moritz (Mittermeier) kümmern, der unter unkontrollierbaren Gefühlsausbrüchen leidet. Zum anderen ist der fünfte Bundschuh-Film nach der Romanreihe von Andrea Sawatzki zu sehen: „Familie Bundschuh im Weihnachtschaos“ (21. Dezember, 20.15 Uhr). Gundula Bundschuh (Sawatzki) platzt darin zum Fest der Krügen, weil das Haus viel zu voll und alle zu sehr auf einem Egotrip sind.

Das Erste hat im Advent unter anderem einen Geist im Programm, im österreichisch-deutschen Film „Das Glück ist ein Vogel!“, der in Salzburg spielt (16. Dezember, 20.15 Uhr; danach 30 Tage in der ARD-Mediathek). Der Musiklehrer und Mochtegerockstar Franz (Simon Schwarz) hat eine Ehekrise und wird plötzlich vom Geist des tödlich verunglückten Seniors Egon (Nikolaus Paryla) verfolgt, den natürlich nur er sehen kann. Die beiden schließen einen Deal zur Rettung der Liebe. DPA

FILMFESTIVAL

Hauptpreis für spanische Regisseurin

Heidelberg/Mannheim. Der Film „My Mexican Bretzel“ ist mit dem Hauptpreis des Internationalen Filmfestival Mannheim-Heidelberg ausgezeichnet worden. Das teilten die Veranstalter am Sonntag mit. Der Debütfilm der spanischen Regisseurin Nuria Giménez Lorang sei ungemein exzentrisch und unterhaltsam und habe zugleich hinterfragt, was ein Film ist und was er darf, begründete die Jury die Entscheidung. Der International Newcomer Award wird für die beste Regiearbeit vergeben und ist mit 25 000 Euro dotiert. Der Film „Single Cycle“ erhielt den Rainer-Werner-Fassbinder-Award für das beste Drehbuch. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert. Der Film „Lorelei“ von der US-amerikanischen Regisseurin Sabrina Doyle wurde mit dem Publikumspreis ausgezeichnet. Das größte Filmfestival Baden-Württembergs wird seit dem Jahr 1952 veranstaltet und fördert junge Filmkünstler aus der ganzen Welt. Es ist spezialisiert darauf, jährlich neue Regietalente zu entdecken. DPA

NOLDES ATELIER- UND WOHNHAUS

Ein Gesamtkunstwerk wird saniert

Neukirchen-Seebüll. Seit den 1950er-Jahren ist das ehemalige Wohn- und Atelierhaus des Expressionisten Emil Nolde (1867-1956) ein Museum. Jetzt wird es umfassend denkmalgerecht saniert und modernisiert. Die besondere Atmosphäre des Hauses in Seebüll ganz im Norden Schleswig-Holsteins soll bewahrt werden – und manches wieder fast wie früher sein. Es sei eine besondere Gratwanderung, sagt der Direktor der Nolde-Stiftung, Christian Ring. Denn der Charakter des Hauses und möglichst viel der historischen Substanz sollen erhalten bleiben, gleichzeitig aber ein Museum entstehen, das modernen Ansprüchen entspricht. Der markante Klinkerbau wurde ab 1927 in mehreren Schritten nach den Plänen Noldes errichtet. Nach Noldes Tod wurde Seebüll umgebaut und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. „Nolde hat hier gelebt, gearbeitet. Er ist hier beigesetzt. Es ist kein beliebiges Museum“, sagt Ring. Das Gesamtkunstwerk sei ihm durch die zahlreichen Baudetails des Nolde-Hauses noch deutlicher geworden. Voraussichtlich in der zweiten Jahreshälfte 2021 wird es auch für die Besucher erlebbarer sein. DPA

VON LARS FISCHER

Worpswede/Berlin. Rudolf Dodenhoff war ein akribischer Mensch. Von dem Worpsweder Fotografen wird gerne die Legende berichtet, dass er bei seinen Landschaftsaufnahmen im Moor immer einen Schwamm und einen Eimer Wasser dabei hatte, um die Birken vor dem Ablichten glänzend weiß zu putzen. Nun liegt auf seiner eigenen Biografie ein Schleier; der ist tief und braun und nicht abwaschbar. Der hochgelobte und erfolgreiche Lichtbildner aus dem Teufelsmoor war während der NS-Herrschaft an wahrhaft teuflischen und menschenverachtenden Aktivitäten beteiligt: Er hat als Fotograf an der sogenannten rassenkundlichen Untersuchung jüdischer Familien in Tarnów im besetzten Polen gearbeitet.

Vier festgelegte Perspektiven

Im März 1942 fotografierte er im Auftrag der beiden Wiener Anthropologinnen Dora Maria Kahlich und Elisabeth Fliethmann in der westgalizischen Stadt, rund 80 Kilometer östlich von Krakau, insgesamt 565 Frauen, Männer und Kinder nach anthropometrischen Vorgaben, also ähnlich wie erkennungsdienstliche Bilder und in vier festgelegten Perspektiven. Die Aufnahmen sollten dazu dienen, „die typischen Vertreter des ursprünglichen galizischen Judentums zu finden“, so Fliethmann. Von der Existenz dieser Bilder, die in Kahlichs Nachlass erhalten blieben, wusste man in Worpswede und anderswo nichts. 1997 entdeckte sie Margit Berner, ebenfalls Anthropologin am Naturhistorischen Museum in Wien, in einer Pappschachtel, allerdings ohne die seinerzeit ebenfalls entstandenen Nacktaufnahmen. Sie recherchierte die Umstände, unter denen die Aufnahmen entstanden waren, ordnete ihnen Namen zu und rekonstruierte über Jahrzehnte zahlreiche Lebensläufe. Unter dem Titel „Letzte Bilder“ veröffentlicht sie nun diese Arbeit. Zeitgleich zeigt die Berliner Dokumentationsstätte Topographie des Terrors eine – aktuell natürlich nicht zugängliche – Ausstellung unter dem Titel „Der kalte Blick“.

Und dieser Blick eröffnet auch einen anderen auf Dodenhoff, der – anders als sein Vater, der Maler Heinz Dodenhoff, – kein NSDAP-Mitglied war und als unbelastet galt. Er war wohl ein Sonderling, vor allem aber war er als Fotograf ehrgeizig, begabt und experimentierfreudig. Er hatte sein Handwerk in München gelernt, ging 1941 nach Krakau, wo er für die Landesbildstelle des Generalgouvernements arbeitete. Im Jahr darauf kam er nach Wien, um unter anderem Völ-



In dieser Schachtel fanden sich die durchnummerierten Porträts von 565 Personen.

FOTO: WOLFGANG REICHMANN/NATURHISTORISCHES MUSEUM WIEN



In der Ausstellung der Stiftung Topographie des Terrors sind Aufnahmen von Rudolf Dodenhoff dem frontalen Blick entzogen. FOTO: LARS FISCHER

ker- und Rassenkunde zu studieren. Er war dort an der „Forschungsstätte für germanisch-deutsche Volkskunde“ tätig. Das Institut gehörte zu der von Heinrich Himmler gegründeten SS-Stiftung „Das Ahnenerbe“. Den Auftrag Kahlichs und Fliethmanns führte der damals 25-Jährigen offenbar zu großer Zufriedenheit aus. Auch wenn er einige, nicht erhaltene Farbfilmrollen wohl unterbelichtete, waren seine Auftraggeberinnen angetan: „Noch dazu hat der gute Dodenhoff uns tatsächlich einen Beweis für seine Eignung zum Festhalten der Gesichtsausdrücke geliefert“, berichtete Kahlich begeistert.

Im Jahr 1939 lebten in dem lange österreichisch geprägten Ort Tarnów rund 25 000 Juden, die ihn auf Jiddisch Tarne nannten. Das war knapp die Hälfte der Einwohner, was auch in Galizien überdurchschnittlich war. Mit dem Einmarsch der Wehrmacht waren auch die Tarnówer Juden wie überall im Deutschen Reich Repressalien ausgesetzt und wurden zur Zwangsarbeit herangezogen. Mit dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 verschärfte sich ihre Lage abermals.

Zwangsarbeit und Repressalien

SS- und Polizeieinheiten begannen auch im besetzten Polen, systematisch zu morden. Ab Oktober mussten Zwangsarbeiter die Vernichtungsstätte Belzec unweit des Orts errichten. Und mit der Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942 war die Massenvernichtung, zynisch als „Endlösung der europäischen Judenfrage“ betitelt, beschlossen. Kahlich und Fliethmann wussten, für ihr sogenanntes Forschungsprojekt blieb ihnen und ihrem Fotografen Dodenhoff nur ein schmales Zeitfenster, und so begannen sie am 23. März 1942 mit ihrer zweiwöchigen Untersuchung im Generalgouvernement.

Gut zwei Monate nach ihren Arbeiten vor Ort folgte die Vernichtung des jüdischen Lebens in Tarnów. Nachdem zunächst weitere Juden aus der Region in die Stadt umgesiedelt worden waren, ordneten die deutschen Behörden am 10. Juni 1942 die Unterbringung der mittlerweile 30 000 Menschen in einem geschlossenen Getto an. Am Tag darauf trieben SS und Polizeieinheiten die jüdische Bevölkerung auf dem Marktplatz zur ersten von insgesamt vier Massenerschießungen zusammen.

Die Überlebenden wurden in die Vernichtungslager des Dritten Reichs deportiert. Von den 565 anthropometrisch verzeichneten

Personen, die durch die auf den Erfassungsbögen notierten weiteren Nachkommen auf 631 erweitert werden konnten, haben nachweislich 27 die deutsche Mordmaschinerie überlebt. Dass es so kommen würde, war zumindest Elisabeth Fliethmann schon im Herbst 1942 klar. Sie schrieb ihrer Kollegin und Parteifreundin Dora Maria Kahlich im unsäglichen Duktus der Nationalsozialisten: „Unser Material hat also schon heute Seltenheitswert.“

Tatsächlich bleiben Dodenhoffs Fotos fast ausschließlich die letzten Aufnahmen der Tarnówer Juden, häufig die einzigen überhaupt. Die Berliner Ausstellung hat sie in einen mehrreihigen Kubus an zentraler Stelle des Raums platziert. Die Stirnseiten blieben schwarz, man schaut nur durch schmale Fugen auf die von Entsetzen, Angst und Qualen gezeichneten Gesichter. Wo es gelang, andere Aufnahmen dieser Menschen zu finden, sind diese explizit gezeigt. So soll der Besucher nicht primär die Täterperspektive, sondern vor allem die der Opfer einnehmen können – an einem Ausstellungsort, der gegründet ist auf den Fundamenten der Gestapo- und SS-Reichszentralen.

Von Rudolf Dodenhoff, der 1992 starb, gibt es keine bekannten Zeugnisse aus dieser Zeit. In seinem umfangreichen Nachlass im Kreisarchiv Osterholz-Scharmbeck finden sich zwar einige Aufnahmen aus Polen aus den 1940er-Jahren, die aber keine nachweisbaren Verbindungen zur „rassenkundlichen“ Forschung haben. Später wählte er das Schweigen und wusch die Birken rein.

Margit Berner: Letzte Bilder. Henrich Verlag, Berlin, 292 Seiten, 39 €.

Infos zur Ausstellung gibt es online unter www.topographie.de.



FOTO: KREISARCHIV OSTERHOLZ

Rudolf Dodenhoff galt lange als unbelastet, obwohl sein Vater NSDAP-Mitglied war.

Immer ein Lieblingsstück geblieben

Mein Meisterwerk: Bratschistin Cornelia Pichois über Antonín Dvořáks „Amerikanisches Quartett“

Sie kennen das bestimmt: Manche Melodien begleiten einen ein Leben lang – weil sie auf besondere Weise ergreifen, weil sie an wichtige Erlebnisse erinnern, weil sie die Liebe zur Musik entfachten. Auch die Musiker und Mitarbeiter der Bremer Philharmoniker haben ihre Lieblingsstücke. Welche das sind, verraten sie in unserer Serie „Mein Meisterwerk“.

VON CORNELIA PICHOS

Als ich 1974 mit fast 17 Jahren zur Osterarbeitsphase des Landesjugendorchesters Nordrhein-Westfalen (LJO), geleitet von Professor Martin Stephani, eingeladen wurde, war dies mein erstes großes philharmonisches Erlebnis. Ich hatte in meiner Heimatstadt zwar schon in Kammerorchestern gespielt – meine Mutter war auch meine Lehrerin, und von ihr wurde ich bereits in das Orchesterspiel eingeführt. Nun aber mit dem

LJO erstmals ein großes philharmonisches Orchester!

Bei allen war die Begeisterung groß, sodass wir sogar abends, nach Register- und den Gesamtproben, auch noch spontan Kammermusik machten. Ich wurde von einer älteren Schülerin meiner Mutter, die schon länger beim LJO dabei war, gefragt, ob ich Lust hätte, bei Dvořáks „Amerikanisches Quartett“ mitzuspielen. Bekannterweise beginnt das Stück mit einem Bratschensolo, und obwohl ich es zuvor noch nie gespielt hatte, habe ich es „vom Blatt“ – prima vista – recht gut hinbekommen. Nach dem Solo ordnete ich mich der vorgeschriebenen Dynamik wieder unter. Ich war so konzentriert, alles richtig zu machen und mich als „Neuling“ im Orchester nicht zu blamieren, dass ich nicht merkte, wie die anderen drei wegen begeisterter Spielfreude immer lauter wurden, bis ein liebevoller Zuhörer in den Raum rief: „Es

würde noch besser klingen, wenn die Bratsche wieder zu hören ist!“ Wir mussten alle lachen – und haben dann das Quartett in der notierten Dynamik zu Ende gebracht. Nach dieser Erfahrung durfte ich noch oft

bei vielen anderen Kammermusiken mitwirken und habe so auch viele weitere Werke kennengelernt. Aber das „Amerikanische Quartett“ von Dvořák ist immer eins meiner liebsten Werke geblieben.



Cornelia Pichois spielte das „Amerikanische Quartett“ von Dvořák zum ersten Mal, als sie knapp 17 Jahre alt war. Sie war damals ziemlich aufgeregt.

FOTO: KUHAUPT